

Schwester Käty Fretz erinnert sich

Autor(en): **Kaufmann, Romy**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rheinfelder Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **55 (1999)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-894656>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Schwester Käty Fretz erinnert sich

Romy Kaufmann

Wer von den «alten Rheinfeldern» kennt sie nicht, die lebenswerte Frau, die unermüdlich 38 Jahre als Gemeindegemeinschaftsleiterin arbeitete? Bis vor einigen Monaten sah man sie noch fast täglich in ihrer Tracht, schwarz, mit weissem Häubchen, leicht gebückt, auf einen Stock gestützt ihre Besorgungen machen. Immer zu einem kleinen Schwatz aufgelegt, stets fröhlich und gut gelaunt, war sie in ihrem geliebten Städtli anzutreffen. Heute lebt Schwester Käty, bald 93jährig, im Altersheim an der Lindenstrasse und ist mit ihrer lebensfrohen, bescheidenen Art bei den Mitbewohnern sowie auch beim Pflegepersonal, ob jung oder alt, überaus beliebt.

Da Schwester Käty im September 1998 verstorben ist, wurde dieser wenige Wochen zuvor verfasste Lebensbericht leider zum Nachruf.

Foto gegenüberliegende Seite: vgl. Umschlag-Klappentext

Fangen wir jedoch von vorne an:

Schwester Käty wurde am 19. Januar 1906 in der Industriestadt Winterthur geboren. Sie wuchs in einer glücklichen und kinderreichen Familie als sechstes von acht Kindern auf. Es waren sechs Töchter und zwei Söhne. Das Familienfoto hängt heute noch neben ihrem Bett an der Wand. Dem Vater kann man den Stolz, den er auf seine grosse Familie hatte, sehr gut an seinem Gesicht ablesen. Als Schwester Käty mir das Foto erklärte, spürte ich, wie dankbar sie ist, dass sie in solch einer intakten Familie aufwachsen konnte. Sie spricht auch mit grosser Liebe und Achtung von ihren Eltern. Auch über ihre damaligen Mitbewohner im Elternhaus sowie über die Nachbarn weiss sie nur Gutes zu erzählen. Es waren viele kinderreiche Familien im Quartier, in dem sie aufwuchs. Wenn schulfrei war, konnte man noch auf den Strassen spielen, ohne Angst vor Autos haben zu müssen. Nur Velos fuhren vorbei, von denen das aufgeweckte Käty ab und zu eines unangenehm zu spüren bekam, ohne allerdings nennenswerte Verletzungen davonzutragen.

Ihr Vater arbeitete als Dreher bei den Gebrüdern Sulzer in der Maschinenfabrik. Auch die älteste Schwester arbeitete dort auf dem Büro. Der ältere Bruder war als Schreiner und der jüngere als Maschinenschlosser bei Sulzer beschäftigt.

Mit sechs Jahren kam Käty in die Schule. Sie besuchte

sechs Jahre die Primar- und drei Jahre die Sekundarschule. Bis zur Konfirmation half sie ihrer Mutter daheim im grossen Haushalt bei den vielfältig anfallenden Arbeiten. Danach ging sie für zwei Jahre als Aupairmädchen nach Genf, um Haushalt und Sprache zu erlernen. Es waren für ihre Entwicklung gute Jahre, an die sie sich noch lange gerne zurückerinnerte. Noch heute, nach über siebzig Jahren, steht sie mit den Kindern des Ehepaares, bei dem sie angestellt war, und deren Grosskindern in Verbindung. 1924 kehrte sie dann nach Winterthur zurück und arbeitete in einem alkoholfreien Restaurant, wo sie teilweise servierte und viel, viel Geschirr waschen musste. Abwaschmaschinen gab es damals noch nicht, nur junge, arbeitswillige Mädchen. Obwohl es ihr dort sehr gefiel, wollte sie etwas anderes machen. Sie verspürte damals schon den Wunsch, den Menschen persönlich zu dienen. So entschied sie sich, Krankenschwester zu werden. Ihre Mutter hatte jedoch Bedenken. Nicht dass sie dachte, Käty könnte die Arbeit mit kranken Menschen nicht bewältigen – nein, Käty wurde es jedoch jedesmal schlecht, wenn eines ihrer Geschwister mit einer Schramme, einem aufgeschlagenen Knie oder sonstigen Verletzungen nach Hause kam. Trotzdem meldete sie sich guten Mutes im Jahre 1926 im Schwesternhaus vom Roten Kreuz an, um Krankenschwester zu werden. Am 7. April 1926 konnte sie dort eintreten.

Mit etwas Bangen, aber auch mit viel Freude fuhr sie nach Zürich. Sie wurde dort mit 27 andern jungen Frauen von der Oberin empfangen. Nach einer kurzen Begrüssung wurden ihnen sogleich blaue Schürzen umgebunden, und sie wurden auf die Krankenabteilungen gebracht. Das erste Halbjahr arbeitete Käty in Zürich auf verschiedenen Abteilungen im Schwesternhaus und im Kantonsspital. Dort musste über «Fudi Putzen», Wunden Versorgen, Bettschüsseln Leeren, Patienten Waschen, Betten Machen und, und, und... einfach alles, was zur Krankenpflege eben gehört, gemacht werden. Hier wurde ihr dann auch, bei einer arg schlimmen Wunde, zum letzten Mal bei der Arbeit schlecht. Im zweiten Halbjahr kam sie nach Glarus ins Kantonsspital und im dritten Halbjahr wieder nach Zürich ins Kantonsspital, diesmal auf die Nachtwache, zu Unfallverletzten und Patienten nach schweren Operationen. Im September 1927 kam sie nach Wald ins Lungensanatorium, wo die Patienten einige Monate bis Jahre kuren mussten. Wieder eine neue Erfahrung für das junge Käty. Ihr grosser Wunsch war jedoch, im Kantonsspital Win-

terthur, in der Nähe ihrer Familie zu arbeiten. Dieser Wunsch ging nach drei Jahren in Erfüllung; die Freude darüber war gross. Nach drei Jahren kam dann die Wende: Im August 1933 wurde Käty von der Oberschwester gefragt, ob sie nicht Lust hätte, eine Stelle in der Gemeindekrankenpflege anzunehmen. Sie war überrascht und wusste nicht recht, ob das für sie der richtige Weg sei. Sie vertraute, wie schon so oft, auf Gott. Hatte er ihr doch, so glaubt sie fest, bis jetzt den rechten Weg gewiesen. Nach ein paar weiteren Tagen musste sie zur Oberin nach Zürich, wo ihr dieselbe Frage nochmals gestellt wurde. Die neue Frau Oberin war noch nicht lange im Amt und konnte sie noch nicht kennen. Deshalb fragte sie Käty in ihrem Baslerdialekt: «Sin sie verdrääglic, so d'saage e ordlig Maitli?» Darauf konnte ich keine Antwort geben, so etwas musste sie schon meine Mitschwestern fragen, welche mich gut kannten, erinnert sich Schwester Käty heute noch mit einem herzlichen Lachen. Nach ihrer Zusage entschloss sich die Frau Oberin, sie nach Rheinfeldern zu schicken. Sie packte wieder einmal ihren Koffer und fuhr am 20. September 1933 im Bewusstsein nach Rheinfeldern, dass dies alleine Gottes Wille sei.

Mit Schwester Monika Schmid zusammen durfte sie in einem freundschaftlichen Verhältnis arbeiten. Nach deren Pensionierung 1948 war sie eine Zeitlang alleine. Danach bekam sie einige Aushilfen. Von 1951 bis 1964 bildete sie mit Schwester Anny Frei und danach mit Schwester Gertrud Lützel Schwab ein Team. Im Jahr 1972 kam dann Schwester Käty's wohlverdiente Pensionierung.

Aber lassen wir Schwester Käty selber über ihre Jahre in Rheinfeldern erzählen: «Wo soll ich denn anfangen; meine Arbeit war ja so vielseitig! – Am Morgen fing es mit Spritzen Verabreichen an. Wir pflegten morgens viele Zuckerkrankte, die ihr Insulin täglich brauchten. Danach warteten allerlei Arbeiten wie Solewickel, Massagen, Wunden Verbinden, Betten Machen, Frauen Kämmen, Gelähmte Aufnehmen usw. – was eben so alles zur Krankenpflege gehört. Diese Arbeiten wurden alle bei den Patienten zu Hause ausgeführt. Ich war die erste Schwester, die ein Velo besass. Eine sogenannte «Veloschwester». Das war eine grosse Erleichterung und sparte viel Zeit. 1946 kaufte ich mir dann, aus der eigenen Tasche finanziert, eine Vespa.

Wir hatten ausschliesslich bettlägerige Patienten. Waren Angehörige da, durften die Leute daheim bleiben und auch daheim sterben. Unsere Dienste waren für alle eine Beruhi-

gung und für uns war es eine grosse Befriedigung, den Angehörigen beistehen zu dürfen.

Um die verstorbenen Frauen kümmerte sich eine Leichenkuratorin, um die Männer ein Kurator. Einmal habe ich bei einem Todesfall etwas Besonderes erlebt: Ein Mann lag ein paar Tage bewusstlos im Bett; als er dann die Augen für immer schloss, sagte seine Frau ganz erlöst: «Adie Meier» – es war eine Erleichterung für die ganze Familie.

Es gab auch sehr viel Schönes, besonders bei der Arbeit mit Kindern. Sie mochten zwar die Wickel, welche ihnen dann aber doch die erhoffte Heilung brachten, nicht besonders. Ich habe viele Antiphlogestin- und Zwiebelwickel gemacht. Heute noch erinnern sich oft 50jährige Frauen daran, dass ich ihnen als Kindern einen verhassten Wickel gemacht hatte. Bei einzelnen kann ich mich sogar noch selbst erinnern. Einmal fragte mich ein Knirps, ob ich die Gamelle bei mir habe; er meinte damit den Irrigator, um Einläufe zu machen. Ein anderer Bub, der kleine Maxli, hatte in der Nacht einen Kruppanfall, und ich musste ihm einen Bronchitiskessel hinstellen. Der Dampf hatte seine Wirkung und brachte ihm grosse Erleichterung, so dass er zu seiner Mutter sagte: Gäll, d'Dampfmaschine bhalte mer! Mühsam waren oft die Solewickel, die die Hausfrauen am Abend nach ihren Haushaltsarbeiten so gegen halb acht bei sich zu Hause haben wollten. Da musste man schon auf die Zähne beißen, um nicht unzufrieden zu sein. Es lag noch nicht einmal alles bereit, wenn man ankam. Zuerst musste man noch die Sole erhitzen, so zwei, drei Liter. Die Sole musste so heiss sein, dass man sich fast die Finger verbrannte. Die Wickel selber aber durften die Patienten nicht brennen. Wir konnten mit dieser Behandlung viele Schmerzen lindern, besonders bei Frakturen, Rückenschmerzen und Unterleibsstörungen. Die Patienten gingen zum Baden ins Hotel oder ins damalige Sanatorium und danach nach Hause zum Wickeln. Manchmal musste man die Wickel nach anderthalb Stunden wieder entfernen. Die Mitglieder des Krankenpflegevereins mussten damals nur vier Franken Jahresbeitrag bezahlen, damit waren auch die Nachtwachen inbegriffen.

Während des Erzählens kommt mir noch allerlei anderes in den Sinn. Aber das gäbe eine viel zu lange Geschichte. Es ist nun für mich und auch für Sie genug, liebe Leser.

Mit herzlichen Grüßen für alle, die mich kennen.»